

dtv

Reihe Hanser

Für Royce ist es ein turbulentes Jahr. Erst zieht er mit seiner Mutter quer durch Kanada, damit diese in der Nähe ihres uralten Vaters Arthur sein kann, und dann soll Royce sich auch noch selber um den Greis kümmern. Gegen Cash, versteht sich. Arthur ist ein ausgemachtes Biest, ein grantiger alter Kauz, der schon mehrere Pflegekräfte vergault hat und auch seinen Enkel auf eine harte Probe stellt. Doch der lässt sich nicht alles gefallen und landet schon bald ein Stein im Brett von Arthur.

Ein witziger, origineller und berührender Roman über einen jungen Mann und seinen Großvater, die sich langsam näher kommen.

Sarah N. Harvey ist Verlagslektorin und Autorin mehrerer Jugendbücher. Sie lebt in Victoria, British Columbia.

Sarah N. Harvey

Arthur

oder

Wie ich lernte,
den T-Bird zu fahren

Aus dem Englischen von
Ulli und Herbert Günther

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
Und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reiiehanser.de



Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2010 Sarah N. Harvey

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2013 Carl Hanser Verlag München

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel *Death Benefits*
bei Orca Book Publishers, Victoria (Canada)

Umschlaggestaltung: nach einem Entwurf von Teresa Bubela
unter Verwendung eines Fotos von Zoomstock

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62604-0

Für Lynn

Eins

»Ich halte das nicht mehr aus!«

Meine Mutter ist in der Küche und telefoniert. Ich glaube, sie weint. Oder ihre Allergien spielen wieder verrückt. So oder so, sie hört sich miserabel an. Sie putzt sich lautstark die Nase, während sie jemandem am anderen Ende der Leitung zuhört. Ich bleibe auf halber Kellerterrasse stehen. Leicht könnte ich umkehren und wieder in meinem Zimmer verschwinden oder mich durch die Kellertür davonmachen, aber etwas in ihrer Stimme – eine Mischung aus Verzweiflung und Ärger, vom Rotz halb erstickt – lässt mich aufhorchen und auf der vierten Stufe von oben stehen bleiben. Das und der Umstand, dass sie offenbar über mich spricht. Wieder mal.

»Er ist unmöglich, Marta«, sagt sie. »Absolut unmöglich. Hat keine Freunde. Schläft den ganzen Tag. Schaut die ganze Nacht fern. Duscht nie. Lässt sich die Haare nicht schneiden. Schiebt sein dreckiges Geschirr unters Bett oder steckt es zusammen mit seiner schmutzigen Unterwäsche in irgendwelche Schubladen. Ich bin mit meinem Latein am Ende.«

Am liebsten wäre ich in die Küche gestürmt und hätte gerufen: »Hey! Es ist erst zwei Uhr. Ich bin auf. Ich habe geduscht. Ich bin angezogen. Und schmutziges Zeug – ob Geschirr oder Unterwäsche – stecke ich nie in Schubla-

den. Ich lasse es auf dem Boden liegen. Und wann warst du überhaupt in meinem Zimmer?« Ich habe meine Maßstäbe. Niedrige zwar, aber immerhin. Sie soll mal keinen Schwachsinn über mich erzählen. Gut, ich habe mir seit drei Jahren die Haare nicht schneiden lassen, aber ich wasche sie alle paar Tage. Sie sind sehr fein und schnittlauchgerade wie die von Mom. Man sollte meinen, sie hätte, was meine Haare angeht, etwas mehr Verständnis. Und nun jammert sie Marta etwas vor, ausgerechnet Marta, die wahrscheinlich nicht überrascht ist zu hören, dass sich ihr armer vaterloser Neffe so nachteilig entwickelt.

Marta ist meine Tante, die Halbschwester meiner Mutter. Sie ist mindestens sechzig (Mom erst achtunddreißig) und lebt seit Jahren in Australien. Mom sagt, sie sei so weit wie möglich weggezogen, ohne ihre Mitgliedschaft im noblen Familienklub aufzugeben. Ab und zu kommt sie mal nach Kanada, aber seit unserem Umzug quer durch das Land – von Lunenburg, Neuschottland, nach Victoria, British Columbia – hat sie uns noch nicht besucht. Wir sind hierhergezogen, um näher bei meinem Großvater zu wohnen, er ist fünfundneunzig. Früher war er ein berühmter Cellist, und er sorgt auch dafür, dass das keiner vergisst. Marta nennt ihn »ein Monster an Selbstbezogenheit«. Aber Mom meint, es sei verständlich, dass er mit sich selbst beschäftigt sei, weil er doch so alt ist und überhaupt. Ich kenne niemanden sonst, der so alt ist, deshalb weiß ich nicht, ob Alter automatisch mit zänkischem Egoismus einhergeht. Aber nach allem, was ich über meinen Großvater gehört habe, war er schon immer so, es liegt also wohl nicht nur am Alter. Mom bemüht sich einfach,

eine beschissene Lage auf die bestmögliche Art darzustellen. Macht sie immer so.

»Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll«, sagt sie gerade. »Ich muss etwas für ihn finden, einen Platz, wo ich ihn hinbringen kann. Und zwar schnell. Sonst kriege ich einen Nervenzusammenbruch. Im Ernst, Marta. Bring mich in die Klapse. Steck mich in eine Zwangsjacke. Wünsch mir die Pest an den Hals. Egal. Immerhin hätte ich dann Ruhe.«

Einen Platz, wo sie mich hinbringen kann? Was redet sie da? Ich finde es hier beschissen, das stimmt, aber für mich ist Lunenburg der einzige Ort, an dem ich leben will. Und dass ich die ganze Zeit zu Hause bin, dafür kann ich nichts. Ich habe kurz nach Weihnachten das Pfeiffer'sche Drüsenfieber bekommen, und als es mir endlich besser ging, fingen bald die Frühjahrsferien an, und dann war auch schon Ostern. Inzwischen hatte ich so viel Unterricht versäumt, dass ich Mom überzeugen konnte, mich das Schuljahr per Fernkurs beenden zu lassen. Und ja, ich bin viel allein. Zu Hause hatte ich ein paar richtig gute Freunde, Jungs, mit denen ich aufgewachsen war, aber hier habe ich keinen einzigen Freund. Bis jetzt jedenfalls. Mom meint, für Freundschaften sei ja noch jede Menge Zeit, aber sie irrt sich. Ich habe einfach nicht die Energie für gemeinschaftliche Aktivitäten. Oder das Interesse dafür. Auch vor meiner Krankheit hatte ich nie das Verlangen, zum Beispiel mal ins Kino zu gehen oder zu einem Hockeyspiel. Hat mich sowieso keiner gefragt, ob ich mitgehen will. Und so vergehen die Tage. Ein bisschen für die Schule machen, ein bisschen fernsehen, ein bisschen Musik hören, viel schlafen. Essen am liebsten aus der Mikro-

welle. Ich esse nie zusammen mit meiner Mutter. Schon als ich noch klein war, hasste ich es, gemeinsam mit anderen Leuten zu essen. Ich konnte das halb zerkaute Zeug in ihren Mündern nicht sehen, wenn sie beim Essen redeten oder lachten. Keiner hat Manieren. Früher lachte Mom darüber und nannte mich Lord Fauntleroy. Inzwischen wendet sie sich seufzend ab, wenn ich mit meinem Essen die Kellertreppe hinunter verschwinde.

Sie ist sowieso nicht viel zu Hause. Im Frühjahr und Sommer ist sie spätestens morgens um acht draußen und arbeitet bis zum frühen Nachmittag in anderer Leute Gärten. Wenn sie nach Hause kommt, duscht sie und isst etwas, und gegen drei Uhr kommen so nach und nach ihre Klavierschüler. An manchen Tagen dauert das Bach-Geklimper bis abends um neun. In den Pausen zwischen den einzelnen Schülern isst Mom eine Kleinigkeit. Sie isst im Stehen und betrachtet dabei ihr Spiegelbild im Fenster über der Spüle. Würde ich mich neben sie stellen, würde ich Folgendes sehen: eine große, blasse, schlaksige Person (ich) und eine kleine, sonnengebräunte, drahtige Person (sie). Das gleiche strähnige Haar, die gleichen braunen Augen, der gleiche breite Mund. Die gleichen großen Zähne, nur kann man meine nicht sehen, weil ich nicht lächle. Unterschiedliche Nasen. Meine ist groß, ein Zinken. Ihre ist klein und dreht minimal nach rechts ab, wenn sie lächelt. Offenbar habe ich die Jenkins-Nase, was immer das heißen mag. An den Wochenenden arbeitet Mom in unserem eigenen Garten und übt Klavier. Und jetzt sagt sie, sie kann nicht mehr und will mich los sein. Scharf.

»Ich weiß, etwas Luxuriöses können wir uns nicht leis-

ten«, sagt Mom. »Es muss nur sauber sein.« Sie schweigt eine Weile, ihre Finger spielen eine Fuge auf dem Tischset. Das macht sie immer, wenn sie Sorgen hat. Spielt Bach auf einem Phantomklavier. Wer weiß, vielleicht macht Tante Marta gerade den Vorschlag, mich in eine Jugendstrafanstalt oder so zu schicken. Nur habe ich keine Straftat begangen. Bis jetzt jedenfalls. Mom sagt: »Hm, mmh, vielleicht hast du recht. Nein, ich glaube nicht, dass er besonders viel trinkt. Ich mache ja alle Einkäufe, und nach Wein oder so was verlangt er nie. Ja, doch, bei einem dieser Diala-Bottle-Lieferdienste könnte er wohl anrufen.«

Trinken. Na klar. Ich bin sechzehn. Ich habe keine Freunde. Ich habe kein Geld. Der einzige Alkohol im Haus ist ein Fläschchen Kahlúa, mit dem Mom ab und zu ihren Kaffee nach dem Mittagessen aufpeppt. Einmal habe ich davon getrunken und hätte fast kotzen müssen. Ab und zu ein Bier, okay. Wie sollte ich mich also betrinken? Ich hätte absolut keine Lust dazu.

»Drogen weiß ich nicht, glaube ich nicht.« Mom klingt unsicher. »Ich sehe nie irgendwelche Anzeichen.« Als ob sie es merken würde, wenn ich gekifft hätte. Mit meinen Kumpels zu Hause hatte ich öfters geraucht. Hinterher, wenn wir dann hungrig und redselig zu uns gegangen waren, war Mom so glücklich darüber, dass ich Freunde mitbrachte, dass sie uns Eisbecher mit kleinen Schokoladenkuchen oder Omeletts mit Heidelbeeren gemacht hatte. Ich habe keine Ahnung, wie man sich hier etwas beschaffen kann, und ohnehin würde es allein keinen Spaß machen.

Mom spricht immer noch. »Die einzige andere Möglich-

keit wäre, jemanden einzustellen, der ins Haus kommt. Vielleicht nicht den ganzen Tag – er schläft ja so viel –, aber wenigstens, um bei den Mahlzeiten zu helfen.«

Wovon spricht sie? Ein Babysitter? Sie muss total von der Rolle sein. Vorzeitiger Beginn von Alzheimer oder so. Eine Jugendstrafanstalt würde ich einem Babysitter jederzeit vorziehen. Und Hilfe bei den Mahlzeiten brauche ich nicht. Meine Fähigkeiten im Umgang mit der Mikrowelle sind auf einem hohen Level.

»Und auch beim Duschen muss ihm jemand helfen.«

Ich traue meinen Ohren nicht. Seit wann brauche ich Hilfe beim Duschen? Jetzt springe ich aber doch die letzten vier Stufen hinauf und stürme in die Küche. In meiner Hast stoße ich mir den Kopf am Türpfosten und muss mich erst mal setzen, bis die Welle aus Schmerz und Benommenheit abebbt. Das ist mir schon so oft passiert, seit wir hier wohnen, dass Mom jetzt nicht einmal aufschaut. Man sollte meinen, ich lerne es endlich. Als ich sprechen kann, kommt meine Stimme nur krächzend aus der Kehle. »Kommt nicht infrage, Mom. Verdammt noch mal, nein!«

»Warte, Marta. Gerade kommt Rolly herauf«, sagt sie ruhig. Sie wirft mir einen Blick zu, der ausdrücken soll *Wir unterhalten uns gleich*. »Rolly, du weißt, was ich von Fluchen halte. Ich telefoniere gerade.«

»Sag nicht dauernd Rolly zu mir«, murmele ich zwischen den Zähnen. Mir ist, als würde mein Kopf explodieren.

Sie deckt das Telefon mit der Hand ab und zischt: »Was ist los mit dir?«

»Ich gehe nicht in irgendein Jugendgefängnis und ich brauche erst recht keinen Babysitter. Wenn das deine Pläne sind, dann bin ich hier weg.« Ich stehe auf, um wieder in den Keller zu gehen, aber Mom hält mich am Arm fest.

»Jugendgefängnis? Wer hat etwas von Jugendgefängnis gesagt? Was redest du da? Hast du Probleme?« Sie zieht die Stirn kraus und sagt ins Telefon: »Ich muss später noch mal anrufen, Marta.«

Für eine kleine Frau ist meine Mom ganz schön kräftig. Wahrscheinlich könnte sie mich glatt aufs Kreuz legen, wenn sie wollte. Ich befreie meinen Arm aus ihrem Griff und reibe über die Stelle, an der sie mich festgehalten hat. Morgen habe ich da bestimmt einen blauen Fleck.

»Rolly ... Royce. Ich weiß ja, dass es schwer war für dich ... hierherziehen ... eine neue Schule ... krank werden ...«

»Aber, Mom ...«

»Lass mich ausreden, Royce. Ich wünschte, ich hätte mehr Zeit für dich, und ich wünschte, du würdest Freunde finden, aber mehr, als ich im Augenblick tue, schaffe ich nun mal nicht.«

»Ich suche mir einen Job. Ich werde mehr helfen. Bloß keinen Babysitter.«

»Babysitter?«

»Ich habe doch gehört, wie du mit Marta besprochen hast, mich wegzuschicken. Oder einen Babysitter zu engagieren.«

Mom verschränkt die Arme auf dem Tisch und legt den Kopf auf die Arme. Das Haar fällt ihr übers Gesicht, und ihre Schultern beben.

»He, Mom. Wein doch nicht«, sage ich. »Es wird schon werden.« Keine Ahnung, ob das stimmt, aber im Moment scheint es mir die richtige Erwiderung zu sein. Außerdem tut mir der Kopf viel zu weh, als dass ich jetzt klar denken könnte.

Keine Antwort. Nur ein Schluckauf und ein Schnauben, gefolgt von einer Art Wiehern. Ihr Benehmen bringt mich allmählich auf die Palme, deshalb tippe ich an ihre Schulter, und sie hebt das Gesicht. Tränen laufen ihr über die Wangen, und unter der Nase hängt ein bisschen Rotz, aber sie weint nicht – sie lacht, wie immer dann, wenn ich ihr eine meiner Imitationen des fetten Elvis vorführe.

»Was ist so komisch?«, frage ich. Ich sollte froh sein, dass sie lacht, aber ich mag es nicht, wenn man über mich lacht. Erst recht nicht, wenn ich gar nicht versucht habe, komisch zu sein.

»Du«, japst sie schließlich. »Was hast du dir denn gedacht? Dass ich dich satthabe?«

»Hm, ja.«

»Ach, mein Schatz«, sagt sie. »Nie.« Sie prustet noch einmal. »Sagen wir, so gut wie nie.«

»Worüber hast du dann mit Marta geredet?«

Sie hört auf zu lachen und wischt sich mit dem Pulloverärmel über die Nase. »Über deinen Großvater.«

Ich muss einen Moment überlegen. Seit wir hier sind, besucht Mom ihren Vater jeden zweiten Tag und ruft ihn jeden Abend an. An den Wochenenden kocht sie ihm seine Mahlzeiten für die folgende Woche vor. Sie macht die Wäsche und die Einkäufe für ihn. Sie schneidet ihm die Haare. Die paar Male, die ich bei ihm war, ist er mir

ganz fit vorgekommen. Alt und mürrisch, aber einigermaßen fit. Nicht etwa, dass er mit mir spricht. Er sieht mich an, gibt einen Grunzer von sich und wendet sich dann wieder seiner Fernsehsendung zu. Er lästert über Moms Essen. Oder darüber, wie sie sein Bett macht. Oder über die Marke der Zahnpasta, die sie ihm besorgt hat. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, verstehe ich, warum sie ihn am liebsten in ein Heim stecken würde.

Ungefähr vor einem Monat, als ich ihn zusammen mit Mom besucht habe, war das Erste, was er zu mir sagte: »Du siehst scheiße aus.«

Als Bemerkung von einem schrulligen alten Opa in ausgebeulten braunen Kordhosen, fleckigem beige Pulli und Pantoffeln mit ausgeschnittener Zehenöffnung fand ich das schon ein starkes Stück.

»Danke gleichfalls, Großvater«, sagte ich.

Wir funkelten einander sekundenlang wütend an, bevor er sich an meine Mutter wandte und sagte: »Du musst dringend wieder heiraten. Der Junge braucht einen Mann im Haus. Eine starke Hand. Du bist der Sache eindeutig nicht gewachsen.«

Mom und ich gingen an ihm vorbei die Treppe zur Küche hinauf und verstaute schweigend die Einkäufe für ihn. Moms Lippen waren zu einer harten geraden Linie zusammengekniffen, sie knallte die Dosensuppen in den Schrank und die Milchtüten in den Kühlschrank. Als wir fertig waren, sagte sie zu Arthur, der uns in die Küche gefolgt war: »Bis nächste Woche dann.«

»Kannst du nicht noch ein paar Minuten bleiben?«, jammerte er. »Mir einen Kaffee machen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Muss noch eine Menge erledigen. Tut mir leid.«

»Und was ist mit dir, Junge?«, sagte er. »Weißt du, wie man Kaffee macht?«

»Nö«, sagte ich. »Ist ja kein Mann im Haus, der mir so was beibringt.«

Wir gingen, und Arthur schrie hinter uns her, wir seien unbrauchbare eigennützige Parasiten. Seitdem war ich nicht mehr dort.

»Was willst du also tun?«, frage ich sie.

»Ich weiß noch nicht«, sagt sie. »Wenn unser Haus größer wäre, könnte er ja vielleicht mit bei uns wohnen.« Sie erschauert. Mein Kopf dröhnt, und mir ist übel. Vielleicht habe ich eine Gehirnerschütterung, vielleicht kommt es aber auch von der Vorstellung, mit Großvater zusammenzuleben.

»Ich muss eine Pflegekraft für ihn finden«, sagt Mom. »Das wird ihm gefallen.«

»Am besten eine, die eine hohe Toleranzschwelle gegenüber verbalen Angriffen hat«, sage ich.

»Du bringst es auf den Punkt«, sagt Mom.

Als ich mich umdrehe, um wieder nach unten zu gehen, setzt sie hinzu: »Und ich hoffe, die Sache mit dem Job hast du ernst gemeint.«

Zwei

Bevor ich weitererzähle, sollte ich euch über ein paar Dinge informieren. Zuerst: Ich heiße Royce Peterson. Einen zweiten Vornamen habe ich nicht. Als ich zwölf war, startete ich eine Kampagne, um meinem Namen Isaac oder Ichabod anzufügen, sodass ich die Initialen R.I.P. gehabt hätte, aber Mom wollte den Änderungsantrag nicht unterschreiben. Sie meinte, zwei Namen seien genug. Als ich ein Baby war, nannte mein Dad mich Rolly (Rolls Royce, versteht ihr?), und das blieb an mir hängen. Jetzt nennt mich die ganze Familie so, und alle, außer mir, finden es immer noch niedlich. Als wir nach Victoria zogen, musste Mom mir versprechen, mich von da an Royce zu nennen. Ich wollte keine Wiederholung der Situation, die ich als Sechsjähriger in Lunenburg durchzustehen hatte, als mich die Kinder in der Schule Rolli-Möpschen nannten. Das ergab noch nicht einmal einen Sinn, weil ich eher wie ein Bambusstängel aussah (und aussehe). Dünn mit knubbeligen Stellen.

Aber weiter. Meine Mom heißt Nina, und mein Dad hieß Michael. Er starb, als ich zwei Jahre war. Eines Sommerabends wurde er beim Joggen von einem betrunkenen Autofahrer umgefahren. Er war auf der Stelle tot. Ich kann mich nicht mehr an ihn erinnern. Früher dachte ich, ich hätte doch ein paar Erinnerungen an ihn, aber irgend-

wann wurde mir klar, dass diese Bilder in meinem Kopf nur Fantasievorstellungen waren, die ich mir aus den Fotos in unserem Album zurechtgebastelt hatte. Dad am Strand, wie er dem Hund, den wir damals hatten, eine Frisbeescheibe zuwirft. Dad im Garten hinter dem Haus, wie er ein Blumenbeet für meine Mom umgräbt. Dad auf dem Campingplatz an einem See, wie er sich um ein Feuer kümmert. Dad nach dem Joggen. Ich kann das Meer riechen, die feuchte Erde, den Rauch des Feuers, seinen Schweiß. Ich kann seine Bartstoppeln an meiner Wange spüren, wenn er mir einen Gutenachtkuss gibt. Aber das ist alles Quatsch, auch wenn ich es mir noch so sehr wünschen würde.

Meine Mom war erst vierundzwanzig, als mein Dad starb. Ihr Vater hielt sich damals Gott weiß wo auf, und ihre einzige Schwester lebte in Australien. Marta ist mit einem Banker namens Horst verheiratet, sie haben sechs Kinder und einen Haufen Enkelkinder. Alle spielen Tennis. Auch Golf. Ein paar der Typen spielen Polo, wenn man's glauben kann. Nicht Wasserpolo, was schon blöd genug wäre. Richtiges Polo mit Pferden. Sie sind das ganze Jahr über sonnengebräunt, und bis jetzt hat noch keiner von ihnen Hautkrebs. Bis auf Mandy, die Jüngste, die ungefähr zwanzig ist, sind meine Cousins und Cousinen alle viel älter als ich. Als ich zehn war, habe ich zwei von ihnen kennengelernt, die Zwillinge Chris und Rick, die damals nach Kanada gekommen waren, um Extremsport zu machen. Mountainbike-Touren oder Snowboarding oder Drachenfliegen. Ich weiß nicht mehr, was es war. Ich habe es verdrängt. Sie jagten mir damals einen Mordsschrecken

ein mit ihren Outdoor-Multifunktions-Shorts, ihren verspiegelten Sonnenbrillen, wollenen Socken und behaarten Waden. Sie nannten mich Kumpel und versuchten, meine Mutter zu überzeugen, mich nach Australien zu schicken, damit sie mich zum Schnorcheln am Großen Barrier Riff mitnehmen könnten. Sie wollten einen Mann aus mir machen. Mich mit Pfeilhechten und Haien bekannt machen. Als Mom ihnen sagte, dass ich nicht schwimmen könne, rissen sie ihre hellblauen Augen auf, und ihre identisch eingekerbten Kinnladen klappten herunter. »Da laust mich doch der Affe!«, sagten sie einstimmig. Am nächsten Tag brachen sie kraftstrotzend auf, um irgendeinen Berggipfel zu erklimmen, und seither habe ich weder sie noch sonst einen meiner Cousins je wiedergesehen. Würden sie mich jetzt fragen, würde ich vielleicht nach Australien gehen, und wer weiß, vielleicht würde ich dort sogar schwimmen lernen. Bei Polo müsste ich allerdings passen – Pferde machen mir höllische Angst. Aber wenigstens wäre ich dann weg von hier.

Meine Mom hat ihre Mutter nie gekannt. Die Familie meines Vaters wohnt in Südafrika, deshalb war sie keine große Hilfe nach Dads Tod. Hin und wieder mal ein Geburtstagsgeschenk. Eine Weihnachtskarte oder zwei. Und so machte sich Mom daran, mit den beiden Fähigkeiten, die sie hatte, Geld zu verdienen: Klavierstunden geben und gärtnern. Ich war immer dabei, entweder in einem Babykorb neben dem Klavier oder in einem Laufstall im Garten eines Kunden. Sie sparte die Kosten für die Kindertagesstätte, und ich erhielt eine Überdosis an klassischer Musik und Sonne.

Den Vater von Mom habe ich erst kennengelernt, als wir hierherzogen. Arthur war fast achtzig, als ich zur Welt kam. Er erklärte Mom, die Zeit des Reisens sei für ihn vorbei, und deshalb kam er uns nie besuchen, obwohl er es sich hätte leisten können. Er bot auch nie an, uns einen Flug nach Victoria zu bezahlen. Nie dachte er an Geburtstage oder Weihnachten. Wahrscheinlich waren wir für ihn nicht interessant oder brauchbar genug. Das änderte sich Ende Oktober, als er einen leichten Schlaganfall hatte und im Krankenhaus landete. Mom, die als Arthurs nächste Angehörige registriert war, bekam einen Anruf von einem Arzt in Victoria, der sagte, man würde Arthur zwar nach Hause entlassen, aber er könne in Zukunft weder Auto fahren noch sich allein verpflegen oder sich um sein Haus kümmern. Die ersten zwei Wochen nach seiner Entlassung bekomme er von seiner Krankenversicherung eine Betreuung rund um die Uhr bezahlt. Danach müsse jemand anders die Sache in die Hand nehmen. Marta wohnte zu weit weg und war zu beschäftigt mit ihrem Tennis und ihrem Banker, all ihren Kindern und Enkelkindern. Mom hatte nur mich und ein paar Klavierschüler. Und einen Haufen Schuldgefühle, wie sich herausstellte.

Wir packten also unsere Habseligkeiten, verabschiedeten uns von unseren Freunden und fuhren in unserem alten Audi quer durch Kanada – vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen. Es war nicht gerade wie in einem Roadmovie. Kein bisschen wie im Kino. Bevor wir Neuschottland verließen, legte ich ein Schweigegelübde ab, das immerhin bis Saskatoon anhielt; dort musste ich aufgeben und Mom um einen Burger anflehen, weil ich nicht